

HERMANN SCHMITZ

DIE LIEBE

Die Liebe, die ich hier nur als geschlechtliche Paarliebe ins Auge fasse, wird gewöhnlich für ein allmenschliches Universale gehalten. Bezeichnend ist, was der Romanist Albert Gier dazu schreibt: „Gefühle sind privat, von den gesellschaftlichen Verhältnissen unabhängig. Wenn sich ein französischer Ritter des 12. Jahrhunderts verliebte, dürfte er ungefähr das gleiche Glück und die gleiche Unsicherheit gegenüber der Frau, die er begehrt, empfunden haben, wie ein Sklave im Alten Ägypten einerseits und irgendein Mann unserer Zeit andererseits, und jeder der Drei wird sich gleich stark und unbesiegtbar vorgekommen sein, wenn ihm die Angebetete endlich gestand, daß sie ihn auch mochte.“¹ Es lohnt sich nicht, über diese unkontrollierbaren Details zu rechten, aber wenn damit – wie Gier will – geschlechtliche Paarliebe als homogenes menschliches Universalgefühl abgestempelt werden soll, ist das zweifach schief: Erstens ist unklar, ob und in welchem Sinn Liebe ein Gefühl wie Wut, Freude oder Furcht ist, und zweitens ist die Geschichte des Liebens in Europa, wovon allein ich einige Kenntnis habe, so reich an Brüchen, prägenden Einflüssen philosophischer und poetischer Literatur und eigenwüchsigen Nationalstilen, daß von Homogenität keine Rede sein kann. Davon will ich in möglichst knapper Zusammenfassung einiges zum Vorschein bringen oder wenigstens anschnitten.

¹ Chrétien de Troyes, Erec und Enide, altfranzösisch/deutsch übersetzt und herausgegeben von Albert Gier, Stuttgart 1987, S. 438.

Rilke scheint in edlerer Sprache mit Gier übereinzustimmen, wenn er die berühmten Verse dichtet:

Sehnt es dich aber, so singe die Liebenden; lange
noch nicht unsterblich genug ist ihr berühmtes Gefühl.

....

Sollen nicht endlich uns diese ältesten Schmerzen
fruchtbarer werden?²

Da klingt etwas an von der Not der durch Aphrodite mit dem Stachel des Eros auf den Tod verwundeten Phaidra, die im *Hippolytos* des Euripides von ihrer Amme belehrt wird:

Phaidra: τί τοῦ θ' ἰ, ὄψιν λεγούσιν ἀνθρώπους, εἴρα' ν;

Amme: ἠδίστον, ἠ παῖ', ταῦτο ἄν ἀγέινον θ' ἰ ἀμα.³

Was ist das, was man den Menschen nachsagt: Lieben?

Das Süßeste, mein Kind, und eben damit zugleich schmerzlich.

Aber εἴρα' ν (von εἶρω) ist nicht Lieben, und Eros ist nicht Liebe, wie Goethe annahm, als er eine Strophe seiner *Urworte. Orphisch* im Kommentar [Ἐρως, Liebe" überschrieb, sondern in vorhellenistischer Zeit ein unspezifischer, dunkler Zuwendungsdrang, das Gegenteil des panischen Abwendungsdranges Phobos, vergleichbar dem Willen im Sinne von Schopenhauer und wie dieser vorzugsweise am Geschlechtstrieb zu erkennen, aber auch fähig, sich zu Hunger und Durst, Habgier, Herrschsucht, Jagdlust, Zerstörungswut, blinder Kampfgier, Mordlust, Todesverlangen, Würfelspielsucht, Eitelkeit der Frau und Ruhmsucht der Männer, Heimweh oder umgekehrt Trieb zur Ausfahrt über See, Schaulust, Kleptomanie und anderem mehr zu gestalten.⁴ Als heftig, aber ohne fest bestimmtes Ziel vorantreibende Erregung ist er den Griechen, bis in die mittlere Komödie des 4. Jahrhunderts v. Chr. hinein, unheimlich und ihrem Streben nach personaler Selbstermächtigung zuwider; sie malen ihn düster, aber neigen auf Grund seiner Dynamik und Spannweite dazu, ihm den Platz als Urprinzip der Welt oder gleich danach zuzugestehen, auch darin Schopenhauer vergleichbar. Eros ist nicht Erotik; Erotik als fascinans (um diesen Ausdruck aus der Charakteristik des Numinosen durch Rudolf Otto zu übernehmen) ist für die vorhellenistischen Griechen vielmehr Aphrodite, die goldene Aphrodite, der schimmernde Glanz des Erotischen, nur zur Hälfte personifiziert. Im Zeichen der Aphrodite steht bei den Griechen die eine Hälfte dessen, was für uns die geschlechtliche Paarliebe als Einheit sein kann. Aphrodite ist die faszinierende, lockende, verführerische Erotik, die die Griechen in der Knabenliebe und mit Hetären ausleben, eine Liebe ohne Lebensgemeinschaft.

Die liebevolle Lebensgemeinschaft von Mann und Frau steht bei den Griechen auf einem anderen Blatt und hat einen eigenen Namen: Philia. „Pilia“ kommt von „φίλος“, einem merkwürdigen Wort, dessen Bedeutungseinheit wir nicht leicht verstehen, so daß Dirlmeier eine „Spaltung“ dieser Bedeutung annahm⁵, wozu aber kein Grund ist. Philos

² aus der ersten Duineser Elegie.

³ Euripides *Hippolytos* Verse 347 f., vgl. 39 und 392.

⁴ Belege in meinem System der Philosophie Band III Teil 2: Der Gefühlsraum S. 442.

⁵ Franz Dirlmeier, ΠΙΛΟΣ und ΠΙΛΙΑ im vorhellenistischen Griechentum, Diss. München 1931, S. 9.

ist einem alles, was ihm lieb und befreundet ist, aber auch die eigenen Körperteile und als Regungsherde Impulse gebenden spürbaren Leibesinseln werden so genannt, ferner Besitz wie die Kleider, und die Mutter bleibt *philos*, auch wenn man ihr zürnt und sie einem nach dem Leben trachtet.⁶ Obwohl ich das Eingehen auf die Subjektivität der Liebe im Übrigen unterlassen will, werde ich an dieser Stelle einmal etwas ausholen, um mit Hilfe dieses philosophisch-phänomenologischen Begriffes zu zeigen, was die Griechen „*philos*“ nannten, ohne das Liebe vom Eigenen zu unterscheiden. *Philos* ist jemandem, was zu seiner persönlichen Eigenwelt gehört. Um zu sagen, was ich darunter verstehe, muß ich den Begriff des subjektiven Sachverhaltes einführen. Subjektiv ist ein Sachverhalt, den höchstens einer aussagen kann, weil der Sachverhalt auf ihn so gleichsam zugeschnitten ist wie Wünsche und Sorgen als Programme bzw. Probleme in eigener Sache. Subjektiv für mich sind insbesondere die Sachverhalte meines affektiven Betroffenseins; wenn ich z.B. „Ich bin traurig“ sage, ob das nun stimmt oder nicht, kann ich mich in den objektiven oder neutralen Sachverhalt, den ein Mitmensch, wenn er denselben Sachverhalt aussagen möchte, allenfalls statt dessen darzustellen vermag, nur mühsam hineindenken, indem ich mir etwa vorspreche „Hermann Schmitz ist traurig“ und aus diesem Sachverhalt willkürlich die mir bekannte Tatsache fernhalte, daß ich Hermann Schmitz bin. Zu meiner persönlichen Eigenwelt gehören nun alle Sachverhalte, die für mich subjektiv sind, und alle Sachen, für die der (tatsächliche oder untatsächliche) Sachverhalt, daß sie existieren, für mich subjektiv ist. Das sind z.B. alle Sachen, die ich liebe, hasse, ersehne, fürchte, beneide usw., sowohl, wenn es sie gibt, als auch, wenn es sie nicht gibt, aber vielleicht nach meinem Wunsch geben oder nicht geben soll. Nicht gehört dazu, was ich gar nicht in Betracht ziehe, und auch nicht, was mir fremd ist, so daß ich es vielleicht sehr wichtig nehme, aber nur als etwas, womit ich zu rechnen Anlaß habe, oder als etwas, das ich zwar respektiere, wovon ich mich aber affektiv zurückhalte, so daß ich nicht in Zu- oder Abneigung daran hänge. *Philos* ist einem frühen Griechen das, was ihm so nahe geht und vertraut ist, daß er affektiv daran hängt, hauptsächlich mit einer gewissen Wärme und Freundlichkeit, eventuell aber auch mit Aggression, wie das Beispiel der feindlichen Mutter zeigt. In dieser Weise gehören Eheleute wie Odysseus und Penelope intensiv, aber ohne fascinans, Entzücken oder Enthusiasmus zusammen. Die Herzlichkeit ist im Verhältnis zu seinem Vater Laertes bei Odysseus stärker ausgeprägt als gegenüber der Gattin, der er sich dennoch viel mehr zugehörig fühlt, so daß er auf der zehnjährigen Irrfahrt fast magnetisch zu ihr gezogen wird. *Philia* ist geschlechtliches und häusliches Zusammengehören mit starker Bindekraft, aber ohne verführerischen Glanz. Achilleus beklagt sich über den Raub der Briseis durch Agamemnon, da er sie als sein Weib liebe und für sie Sorge wie jeder vernünftige und tüchtige Mann.⁷ Wer diese eheliche Gesinnung nicht aufbringt, ist für Achill sozusagen „nicht normal“, „nicht ganz richtig im Kopf“. So kann man auch sein Haus, sein Ackerland, seine Waffen lieben und pflegen; alles das ist lieb, weil es in erfreulicher Weise zur persönlichen Eigenwelt gehört.

Die Römer kennen keinen Eros. Ihre Sprache hält zur Übersetzung die Worte „*cupido*“ und „*amor*“ bereit. *Cupido* ist speziell geschlechtliche Begierde, *amor* fast das

⁶ Vgl. mein Buch *Die Liebe*, Bonn 1993, S. 16.

⁷ *Ilias* 9, 340-343.

Selbe wie Liebe. Die Unheimlichkeit des Eros ist den Römern fremd. Vielleicht deswegen gelingt ihnen die Synthese der geschlechtlichen Paarliebe, die den Griechen in *Philia* und *Aphrodite* auseinanderfiel. Entscheidend ist dafür die Durchdringung der Liebe mit dem spezifisch römischen Motiv der *fides*. *Fides* ist eine Atmosphäre, die den Geber und Nehmer verbindet; man kann sie geben und in ihr sein. Sie ist nicht in private seelische Anteile des Gebers und Nehmers aufteilbar, daher ebenso Treue (von Seiten des Spenders) wie Vertrauen (woraus im Christentum der religiöse Glaube wurde) von Seiten des Empfängers. Ferner ist sie eine anspruchsvolle, gebietende Atmosphäre mit Autorität. In beiden Hinsichten gleicht sie den Gefühlen, und dadurch wird sie fähig, mit der Liebe als Gefühl zu verschmelzen. Gefühle sind räumlich ergossene Atmosphären. Man kann sich z.B., wenn ein Besorgnis erregender Vorgang eine beglückende Wendung nimmt, in die Freude fallen lassen; dafür gibt es die Redewendung: „Ein Stein fällt mir vom Herzen.“ Dieses Fallen ist eine leiblich spürbare Bewegungssuggestion. Das Gegenteil tritt aber ein: Statt zu fallen, schwebt man in Seligkeit, das Leben wird leicht, der Gang beschwingt, man möchte hüpfen vor Freude. Die mächtige Atmosphäre des Gefühls hat die Bewegungstendenz des von Freude ergriffenen eigenen Leibes abgefangen und umgekehrt. Wie das Gefühl als räumlich ergossene Atmosphäre mit seiner Autorität gegensätzlich gestimmte Menschen unvorbereitet in seinen Bann zwingt, zeige ich gern am sozialen Gefühlskontrast. Ich vergleiche ein Paar gegensätzlicher Gefühle, Freude und Trauer, mit einem Paar dazu passender leiblicher Regungen, Frische und Mattigkeit. Wenn ein fröhlicher Mensch unter lauter tief Traurige gerät, wird er bei einiger Feinfühligkeit leicht gehemmt und verlegen werden und die Äußerungen seiner Fröhlichkeit etwas dämpfen, vielleicht zurückhalten. Wenn dagegen ein Frischer mit einer Initiative unter lauter Matte kommt, ist solche Hemmung weniger motiviert; eher wird er sich ärgern und die Matten durch Zurufe oder gar handgreiflich aufzurütteln suchen. Dieser Unterschied in der Kontrastwirkung beruht nicht auf Respekt vor der Menschenwürde der Trauernden. Solcher Respekt würde eher anfeuernde Appelle nahelegen, um den Gebeugten die aufrechte Haltung des Stolzes und der Würde zurückzugeben. Vielmehr ist es die gebieterische Autorität der Trauer selbst, die atmosphärisch die ganze räumliche Situation zu bestimmen beansprucht und damit einen Druck ausübt, dem auch der feinfühlig Fröhliche sich nicht entziehen kann. Bloße leibliche Regungen haben keine solche Ausstrahlung, weil sie stets örtlich umschrieben sind und daher auch im Kontrastfall anstandslos neben einander Platz haben; auch fehlt ihnen die Autorität der Gefühle.

Liebe als Gefühl ist wie *fides* eine Atmosphäre mit bindender Autorität. Das haben die römischen Liebeselegiker mit Catull an der Spitze und Propertius und Tibull in der Nachfolge erkannt und daraufhin eine geschlechtliche Paarliebe konzipiert, in der die faszinierende, leidenschaftlich verführende *Aphrodite* mit der Liebe als Lebensgemeinschaft, dem *foedus* der Liebenden, in einer Weise zusammenfällt, die den Griechen in vorhellenistischer Zeit versagt geblieben war. Diese Konzeption ist für das europäische Liebesverständnis seither maßgeblich geblieben, wenigstens als Ideal. Was die Liebe als den Liebenden gemeinsame Autorität außer der leicht hergesagten, aber der Auslegung Schwierigkeiten bereitenden Treue gebietet, kann man ungefähr an den Vorwürfen ablesen, die Fräulein v. Lespinasse, eine berühmt unglücklich liebende, sonst erfolgreiche Salondame des 18. Jahrhunderts, ihrem unglücklich geliebten Feind macht: „Sie haben weder jene Teilnahme, kraft der man sich über die Leiden des Geliebten beunruhigt,

noch jenen blinden Drang, an allem teilzuhaben, was den Freund begeistert. Ihnen fehlt die Zärtlichkeit, eine kranke Seele zu trösten, und ebenso das gute Herz, das jedem Schmerz vorbeugt. Ich sage es Ihnen immer wieder: Ihre Liebe ist keine Liebe!⁸ Selbstverständlich ist das keine vollständige Aufzählung. Die Forderungen der Liebe als verbindender Atmosphäre lassen sich nicht in einem Katalog kodifizieren, sondern bilden ein jeweils im Augenblick ganzheitlich einleuchtendes, aber im Inneren diffuses Verhaltensmuster aus Programmen, das von der Sensibilität des leiblich spürbaren affektiven Betroffenseins frisch abgelesen werden muß. Die Liebe zweier Menschen ist daher nicht nur eine Atmosphäre, sondern auch eine Situation. Als *Situation* bezeichne ich ein in sich zusammenhängendes und nach außen abgehobenes Ganzes, das durch eine im Inneren diffuse Bedeutsamkeit, die aus Sachverhalten, Programmen und Problemen bestehen kann, zusammengehalten wird. Situationen können aktuell sein, so daß sich ihr Verlauf in beliebig dicht gelegten Querschnitten beobachtend verfolgen läßt, oder zuständiglich, so daß man nur nach längerer Zeit erkennen kann, ob sich etwas und was sich daran geändert hat. Zuständige Situationen sind z.B. Sprachen, Persönlichkeiten – ich spreche von persönlichen Situationen –, Freundschaften, Feindschaften und alle geformt oder formlos durch Gesittung und Gesinnung zusammengehaltenen Personengruppen. Ich will das am Beispiel des Gesprächs verdeutlichen. Ein Gespräch ist zunächst eine aktuelle Situation, deren Bedeutsamkeit nicht nur von den beteiligten Personen und dem, was sie gerade auf dem Herzen haben, stammt, sondern auch und noch mehr von dem, was bei dieser Gelegenheit sich ergibt und dazu ansteht, versucht, abgearbeitet und mit oder gegen einander erreicht zu werden, indem die Partner sich willkürlich oder unwillkürlich an einander messen. In diese aktuelle Situation ragen viele zuständige Situationen hinein, sowohl ganz überpersönliche wie Sprache und Konventionen als auch solche, die mit den beteiligten Personen zusammenhängen und Hintergründe bilden, aus denen sich für ihre Kommunikation Rücksichten, Belastungen, Begünstigungen, Sperren usw. ergeben. Außerdem bilden und modifizieren sich im aktuellen Gespräch zuständige Situationen, die auf die Partner zugeschnitten sind. Sprechend erschließen sich diese für einander oder stoßen sich ab, und in beiden Fällen wächst etwas zwischen ihnen, das darüber mitbestimmt, wie sie mit einander auskommen, und bei erneuter Begegnung wieder wach wird und sich verhärtet oder umbildet. Solche partnerschaftlichen zuständigen Situationen bahnen häufig die geschlechtliche Paarliebe an. Wenn diese einmal etabliert ist, bildet sie eine zuständige Situation mit einer den Partnern unverfügbaren, aber in der Sensibilität ihres affektiven Betroffenseins ganzheitlich vertrauten Bedeutsamkeit aus Sachverhalten, Programmen und Problemen, die von ihnen gemeinsam verwaltet wird. Man muß aber zwischen Liebe als Gefühl, das eine Atmosphäre ist, und Liebe als zuständiglicher Situation unterscheiden. Paarliebe ist eine zuständige Situation mit darin aufgehängtem, in leiblich-affektivem Betroffensein ergreifendem Gefühl, und das Gedeihen der Liebe hängt hauptsächlich davon ab, daß die Aufhängung weder zu fest noch zu locker ist. Ein zu locker aufgehängtes Gefühl flattert, verliert den Halt und läuft über wie Wasser aus einem Gefäß; ich habe das an Jean Pauls gefühlvoll schwebendem

⁸ Die Liebesbriefe der Julie von Lespinasse, deutsch von Arthur Schurig, München/Leipzig 1908, S. 268 (Brief vom 7. November 1775).

Liebesleben beleuchtet.⁹ Bei zu fester Aufhängung versickert das Gefühl gewissermaßen in der gemeinsam besorgten, z.B. häuslichen, Situation mit ihren Sachverhalten (den Umständen), Programmen und Problemen; es ist noch da, kann aber nicht mehr freigesetzt werden, so wenig wie der Regen aus dem noch feuchten Erdreich. Das ist das Schicksal der Paarliebe in vielen Ehen und Familien.

Je nach dem, ob sich die Liebespartner primär als Verwalter einer gemeinsamen zuständlichen Situation verstehen, die ihre Liebe ist, oder als Figuren eines Dramas, die mit Herausforderung und Erwidern wie beim Gefecht oder Wortwechsel die Liebe als dieses Drama inszenieren, ergeben sich zwei die Geschichte des europäischen Liebesverständnisses jahrtausendlang durchziehende Haupttypen des Liebens, die ich als koinonistische Liebe im ersten und dialektische Liebe im zweiten Fall unterschieden habe. Griechisches Lieben in vorhellenistischer Zeit ist, soweit es sich an Dokumenten ablesen läßt, durchweg dialektisch, ein Hin und Her von Aktion und Reaktion aus ungleichgewichtigen Positionen, von denen immer eine die überlegene ist, z.B. die des Mannes gegenüber der Ehefrau, des homoerotischen Päderasten gegenüber dem schönen Knaben. Das gilt auch für die *Philia*, die Vertrautheit mit dem Befreundeten in der persönlichen Eigenwelt; es gilt, wenn nach Homers Achill jeder vernünftige Mann sein Weib liebt und pflegt wie – ergänze ich – seine Waffen oder sein Haus, und es gilt, wenn Aristoteles von der *Philia* zwischen Ungleichwertigen, z.B. Mann und Frau, lehrt, daß der Geringere den Besseren mehr liebt als umgekehrt, so einen Ausgleich für seinen geringeren Wert schaffend.¹⁰ Dagegen ist römisches Lieben koinonistisch; ein Symptom dafür ist die Betonung der Gleichheit der Liebenden in der Gebundenheit durch ihre Liebe. So dichtet Sulpicia im Corpus der Elegien des Tibull:

Venus, du seiest gerecht: entweder wir dienen dir beide
Gleich gebunden von dir, oder du lösest mein Band.
Lieber jedoch soll uns zwei eine starke Kette vereinen,
die kein künftiger Tag je zu zerreißen vermag.¹¹

Berühmte Anekdoten, überliefert von Plutarch, Lucan und dem jüngeren Plinius, bezeugen diesen Anspruch der Römerin klassischer Zeit, ihrem Mann in vollem Sinn Lebensgefährtin zu sein,¹² und die Männer akzeptieren das; so definiert der Jurist Modestinus: „Ehe ist Verbindung von Mann und Frau und Schicksalsgemeinschaft des ganzen Lebens, Gemeinsamkeit des menschlichen und göttlichen Rechts.“¹³ Wie bei solcher Anerkennung der Gleichwertigkeit in gemeinsamer Verwaltung der Paarliebe die Rollen verteilt werden, zeigt die sogenannte *Laudatio Turiae*, als Inschrift erhaltene Leichenrede eines vornehmen Römers auf seine Gattin aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.¹⁴

Der Gegensatz von Nationalstilen des Liebens, das bei den Griechen dialektisch, bei den Römern koinonistisch ist, kehrt bei den Franzosen und Deutschen wieder, wobei die Franzosen den Griechen, die Deutschen den Römern nahestehen; demgemäß paßt französisch „amour“ als Übersetzung ziemlich gut zu „Aphrodite“, während „Liebe“ und

⁹ Die Liebe (wie Anm. 6) S. 82.

¹⁰ Nikomachische Ethik 1158 b 11-28.

¹¹ Tibull, Elegien IV 5 (alias III 11) Verse 13-16 (von Sulpicia), übersetzt von Wilhelm Willige.

¹² Die Liebe (wie Anm. 6) S. 161.

¹³ Digesten 23, 2, 1.

¹⁴ Die Liebe (wie Anm. 6) S. 162.

„amor“, soweit es sich um geschlechtliche Paarliebe handelt, nahezu gleichbedeutend sind. Für die Dialektik des Liebens in Frankreich, die Koinonie des Liebens in Deutschland ist schon im Mittelalter die Verteilung der beiden Hauptgattungen der darstellenden Liebeslyrik bezeichnend, des Tagliedes und der Pastorelle. Das Taglied überwiegt bei Weitem in Deutschland und scheint sich dort größter Beliebtheit erfreut zu haben. Es handelt sich um die Klage der geheim Liebenden nach einer stürmischen illegitimen Liebesnacht beim durch den anbrechen Tag erzwungenen Abschied; die gemeinsame Liebe wird gefeiert und ihre Fortsetzung in neuen Zusammenkünften sehnlich herbeigewünscht. In der französischen Lyrik des Mittelalters überwiegt hingegen bei Weitem das Schäferlied mit folgender Konstellation: Ein sozial hochstehender Ritter oder Kleriker sucht ein hübsches und schlagfertiges, aber ungebildetes Bauernmädchen mit Erfolg oder Mißerfolg sexuell zu verführen und gegebenenfalls ihren bäuerischen Liebhaber bei ihr auszustechen. Von Gemeinschaft in der Liebe ist dabei keine Rede; es geht nur um den Schlagabtausch. Ebenso ist der artistisch-frivole Liebesstil des *ancien régime* von Ludwig XIV. bis zur Französischen Revolution, den die Brüder Goncourt, und neuerdings Niklas Luhmann unter dem Titel der Liebe als Passion, beschrieben haben, eine Reinkultur dialektischen Liebens in bloß aktuellen Situationen. Im 19. Jahrhundert beschreibt Stendhal in seinem für Frankreich repräsentativ gewordenen Buch *De l'amour* die geschlechtliche Paarliebe wie eine Intrigenkomödie mit prognostizierbaren Verwicklungen; der Gedanke an Liebe als gemeinsame zuständige Situation kommt gar nicht in seinen Sinn. Als wollte er darauf verwerfend antworten, aber viel früher, schreibt Clemens Brentano im *Godwi*: „Der Liebe bin ich gern so nahe als möglich, denn in ihr liegt Notwendigkeit, man muß sich in ihr wechselseitig recht innig beistehen, sonst kommt nimmer nichts heraus, der eine oder der andere Teil wird krank, vor Hunger und Durst nach dem andern, und es gibt eine elende erbärmliche Ziererei, der die Sentimentalität zu einer lindernden Salbe werden muß.“¹⁵ Als Hegels Braut wegen dessen brieflich seiner Schwester gestandenen Zweifels, ob Glück in der Bestimmung seines Lebens liege, an seiner Liebe zu ihr zweifelt, schreibt er ihr nach sorgenvoll durchwachter Nacht: „Deine Liebe zu mir, meine Liebe zu Dir – so besonders ausgesprochen – bringen eine Unterscheidung herein, die *unsere* Liebe trennte; und die Liebe ist nur *unsere*, nur diese Einheit, nur dieses Band; wende Dich von der Reflexion in diesen Unterschied ab und laß uns fest an diesem Einen halten, das auch nur meine Stärke, meine neue Lust des Lebens sein kann; laß dieses Vertrauen zum Grunde von allem liegen, so wird alles wahrhaft gut sein.“¹⁶ Er will sagen: Frag' nicht so viel danach, ob *ich dich* liebe; es kommt darauf an, daß *wir uns* lieben, d.h. unsere Liebe als gemeinsame Situation lebendig halten; daß zu dieser eine binnendiffuse, ganzheitliche Bedeutsamkeit gehört, die durch eifrige Zergliederung verfehlt und verdorben werden kann, bezeugt Hegel durch den Zusatz: „Noch dies, ich war lange zweifelhaft, ob ich an dich schreiben sollte, weil alles, was man schreibt oder spricht, wieder allein von der Erklärung abhängt oder weil ich sie fürchtete, da sie so gefährlich ist, wenn es sich einmal hergeführt hat zu erklären; – aber ich habe auch diese Furcht überwunden und hoffe alles von Deinem Gemüte, wenn es dieses

¹⁵ Clemens Brentano, *Sämtliche Werke* hg. v. Schüddekopf Band 5, München Leipzig 1909, S. 237 f.

¹⁶ Sommer 1811, *Briefe von und an Hegel* hg. v. Hoffmeister, Band I, 3. Aufl. 1969, S. 368.

Geschriebene empfängt.” Hegel liebt prototypisch deutsch. Dagegen halten die führenden Deuter des Liebens in Frankreich noch im 20. Jahrhundert am rein dialektischen Konzept fest. Für Sartre sind die Liebenden so etwas wie zwei Skorpione, die, in ein Glas gesperrt, einander zu fressen und zu verdauen suchen, um durch Aneignung der eigenen Objektivität, deren der Partner durch seinen Blick mächtig ist, Gott als vollendete Einheit von Subjekt und Objekt zu werden. Henri de Montherlant baut seinen Erfolgsroman *Erbarmen mit den Frauen* auf „das Anderssein von Mann und Frau in völliger Totalität”. „Grundprinzip ist der begehrende, durchaus nicht liebende, aber zu Sympathie und kindlichen Zärtlichkeiten neigende Mann. Er ist ein 'Herr' im bürgerlichen Sinn, während die Frau den 'Herrn mit Lebensstellung' sucht, also 'Brot und ein Bett'.“¹⁷

Um einen weiteren entscheidenden Umschlag in der Geschichte des europäischen Liebens herauszuarbeiten, muß ich einen Blick auf die Organisation der Gefühle als Atmosphären werfen. Mit der eigenartigen, physikalisch nicht interpretierbaren Räumlichkeit der Gefühle habe ich mich eingehend beschäftigt, doch brauche ich darauf hier nicht einzugehen. Es genügt, daß ich gerichtete Gefühle als organisierte Gestalten im Sinne der Gestaltpsychologie betrachte, und die um ein Thema zentrierten gerichteten Gefühle, die man in der älteren Phänomenologie – meines Erachtens irrig – als intentionale Akte ausgegeben hat, als zentrierte Gestalten. Mit der Zentrierung hat sich am Beispiel optischer Gestalten der Gestaltpsychologe Wolfgang Metzger befaßt.¹⁸ Er unterscheidet Zentrierung im Verdichtungsbereich von Zentrierung im Verankerungspunkt. Verdichtungsbereich einer Gestalt ist die Stelle, wo sich ihre Eigenart anschaulich sammelt, beim Eichenblatt der charakteristisch gezackte Umriß, Verankerungspunkt dagegen die Stelle, von wo die Gestalt sich anschaulich aufbaut, beim Blatt der Ansatz am Stiel. Ich habe diese Begriffe in die Theorie der zentrierten Gefühle übertragen. Wenn z.B. ein gefährlicher Mensch einen anderen mit dem Tode bedroht, ist dessen Furcht einerseits Furcht vor dem Mörder, andererseits Furcht vor dem Tod; jener ist Verdichtungsbereich, dieser Verankerungspunkt der Furcht. Im kritischen Augenblick gilt die Furcht primär dem Mörder, nicht dem Tod; das ist auch biologisch zweckmäßig, weil man sich nur gegen jenen, nicht gegen diesen wehren kann. Daran zeigt sich, daß die Furcht mit der Gabelung ihres Zentrums nicht nur auf das Kausalverhältnis reagiert – denn dann wäre der Mörder nur sekundär ihr Objekt als Agent des eigentlich gefürchteten Effekts, des Todes – sondern eine physiognomische, gestalthafte Gliederung vorliegt. Ebenso wie zur Furcht gehört die Gabelung des Zentrums zum Zorn, der nur als Zorn auf jemand über etwas möglich ist. Dagegen gibt es zwar Freude an etwas (Verdichtungsbereich) und über etwas (Verankerungspunkt), aber auch Freuden, die nur Freuden an etwas, nicht über etwas, sind, und Freuden über, aber nicht an etwas. Daß hier ein phänomenologisch gehaltvoller Unterschied vorliegt, zeige ich gern am Beispiel der Freude des Kandidaten nach bestandem Examen. Wenn es sich um bloße Freude *über* das Bestehen handelt, wird der Kandidat den gefährlichen und wohl auch peinlichen Vorgang gern los sein und ohne Bedauern vergessen, während er sich die durch den

¹⁷ Annemarie und Werner Leibbrand, *Formen des Eros*, Band II, Freiburg/München 1972, S. 596, 598.

¹⁸ Wolfgang Metzger, *Psychologie*, 5. Aufl. Darmstadt 1975, S. 175-199.

Erfolg eröffneten Chancen ausmalt; bei Freude *am* bestandenen Examen wird er dagegen liebevoll bei der Erinnerung verweilen. Ähnlich kann z.B. die Freude an einer schönen Landschaft bei ihr verweilen lassen, ohne daß irgend etwas im Blick wäre, worüber man sich freute.

Die Unterscheidung zwischen Verdichtungsbereich und Verankerungspunkt liefert den Leitfaden zum Begreifen einer wichtigen Stufe in der Geschichte des europäischen Liebens. Seit es überhaupt durchdacht wurde, haben sich Philosophen, als es sie gab, und Dichter an der Liebe versucht, aber das Gewicht ihrer Bemühungen hat sich verschoben: Bis zum Rand des späten Mittelalters führen die Philosophen, danach die Dichter. Charakteristisch für die dominanten Liebestheorien der Philosophen ist das entscheidende Gewicht, das sie auf den Verankerungspunkt legen, den sie hinter den Verdichtungsbereich für eine Liebe mit gegabeltem Zentrum stellen. Dieser Verankerungspunkt ist für Platon im Mythos der Gott, dem der Liebhaber den geliebten Knaben anbinden will, um durch dessen Vermittlung sich selbst diesem Gott im Bild des Knaben zu nähern; im Ernst ist es eine platonische Idee, letztlich die Idee des Guten. Für Aristoteles ist der Verankerungspunkt in erster Linie wiederum das Gute, nun aber nicht zur transzendenten Idee hypostasiert, daneben (bei weniger echter Liebe) eventuell die Lust und der Nutzen. Cicero läßt außer der natürlichen Liebe in der Familie nur die Tugend als Verankerungspunkt der Liebe gelten, Augustinus nur Gott. Im hohen Mittelalter faßt Alcher von Clairvaux, dessen einflußreicher Traktat *De spiritu et anima* lange für augustiniisch gehalten wurde, diese aus der Antike übernommene philosophische Liebesauffassung in der Definition zusammen: „Liebe ist Ergötzung des Herzens von jemand an etwas wegen etwas, beim Verlangen in Bewegung und bei Freude im Ruhezustand.“¹⁹ „An etwas wegen etwas“: Jenes ist der Verdichtungsbereich, dieses der Verankerungspunkt. Die Liebe mit Verankerungspunkt mediatisiert den Geliebten; er füllt nicht das Zentrum, sondern steht darin nur im Vordergrund, um den Verankerungspunkt, von dem die Liebe in erster Linie abhängt, durchscheinen zu lassen. Der Minnesang steht fast ganz im Zeichen dieses Diktats der Philosophen. Die Dame wird um ihrer Vorzüge, ihrer Schönheit, ihrer Tugend, ihres Anstandes willen geliebt und angeschwärmt. Man kann sich daher auch durch bloße Nachricht von solchen Vorzügen in sie verlieben; dann wird die Liebe zu der von den Troubadours besungenen Fernliebe. Die fortgesetzte Bindung des Verdichtungsbereiches an den Verankerungspunkt verleiht der Minnesängerliebe einen eigentümlich steifen Zug, wodurch sie an ein Puppenspiel erinnert. Ähnliches gilt vom antiken Liebesroman, z.B. Heliodors *Aithiopika*, der bis ins 17. Jahrhundert das Entzücken höfischer Leser war, auf uns aber (abgesehen vom Roman des Longos) wie flache Unterhaltungsliteratur wirkt, weil die Geliebte in diesen Liebesgeschichten immer auf einen idealen Verankerungspunkt von Tugend, Schönheit und dergleichen projiziert wird, also nie das Profil einer an sich selbst bemerkenswerten Figur erhält.

Der Bruch mit diesem leitbildlichen Liebesverständnis, wobei die Dichter den Philosophen die Führung in der Auslegung der Paarliebe abnehmen, ereignet sich im Verlauf der mittelalterlichen Tristandichtung, besonders mit Gottfrieds *Tristan*. Das Neue an Gottfrieds Liebespaar ist, daß es und der Dichter jede Legitimation durch einen Verankerungspunkt der Liebe ausschlägt und eine unbedingte geschlechtliche Paarliebe

¹⁹ Mignes Patrologia Latina Band 40 Spalte 813.

gleichsam in provozierender Nacktheit in den Raum gestellt wird, ohne jede Andeutung einer Zensur mit erhobenem Zeigefinger. Gottfried weicht damit nicht nur von seiner Vorlage bei Thomas und der parallelen Dichtung Berols ab, sondern er tut es demonstrativ mit sorgsam gesetzten Signalen, die ich untersucht und hervorgehoben habe.²⁰ Diese Liebe braucht keinen Verankerungspunkt mehr und weist ihn zurück. Sie bahnt damit einem neuzeitlichen Liebesverständnis den Weg, das Elizabeth Barrett-Browning andeutet, indem sie ihrem Geliebten Robert Browning schreibt: „Der erste Moment, in welchem ich mir selber in einem Blitz die Möglichkeit zugestand, daß Ihre Neigung für mich mehr als Traumwerk sei, der erste Moment war der, als Sie andeuteten (was Sie seither wiederholt getan haben), Sie liebten mich aus keinem Grunde, sondern, weil Sie mich liebten.“²¹ Solches Pochen auf die Grundlosigkeit der Liebe findet sich schon bei Propertius²², aber gegen die gebieterische Forderung der Philosophen nach einem legitimierenden Verankerungspunkt der geschlechtlichen Paarliebe ist die Stimme des Dichters nicht aufgekommen. Seit Gottfried bricht dieser Damm, exemplarisch in der französischen Literatur, und die absurde Liebe zur fatalen Frau, die jeder Legitimation Hohn spricht, wird mit *Manon Lescaut* (1731) zum attraktiven Sujet der Literatur. Nur durch Fortfall des Verankerungspunktes wird der moderne Liebesroman möglich, der sich in die persönlichen und gemeinsamen Situationen der Liebenden und Geliebten vertieft und die Verstrickungen der Liebe daraus entwickelt, statt die Figuren auf den Hintergrund eines legitimierenden Ideals zu projizieren. Letztlich verdanken wir es der Tristandichtung Gottfrieds, daß Liebesromane im Stil der *Aithiopika* Heliodors durch Werke wie *Die Wahlverwandtschaften* und *Anna Karenina* abgelöst werden konnten.

²⁰ Die Liebe (wie Anm. 6) S. 182-191.

²¹ ebd. S. 194.

²² Elegien II 22, 14.